

THE VILLAGE NEXT TO PARADISE

Sinnliches Debüt – Filmbulletin, Michael Pekler

Mo Harawe zeichnet ein bemerkenswertes Bild seiner ehemaligen somalischen Heimat.

Als müssten sie jedes Wort bedachtsam wählen, lassen sich die Menschen mit ihren Antworten in diesem Film anscheinend immer ein wenig Zeit. Wenn Mamargade (Ahmed Ali Farah) sich etwa mit seiner Schwester Araweelo (Anab Ahmed Ibrahim) unterhält, wechseln sie meist zwar nur wenige Worte, blicken sich dabei jedoch umso länger entweder an oder manchmal sogar aneinander vorbei. Doch das scheint im somalischen Dorf, in dem die beiden gemeinsam mit Mamargades Sohn Cigaal (Ahmed Mohamud Saleban) in einem kleinen Haus leben, völlig normal zu sein – oder eine normale Reaktion auf einen anhaltenden Ausnahmezustand. Als ob man sich nicht zu beeilen braucht, wenn man sich ans Sterben gewöhnt hat.

Mamargades Frau ist bei einem Unfall gestorben, die Eltern der Geschwister sind im Meer ertrunken. Jede Familie hat hier Tote zu beklagen: durch giftige Abfälle, illegalen Fischfang, Anschläge oder amerikanische Raketen auf Terrorist:innen, für die Mamargade als Fahrer manchmal Waffen vom Strand in die Stadt schmuggelt und damit etwas Geld verdient. Hauptsächlich schlägt sich der hagere grosse Mann seit 20 Jahren jedoch als Totengräber durch.



The Village Next to Paradise, geschrieben und inszeniert von Mo Harawe, 1992 in Mogadischu geboren und mit 18 Jahren nach Österreich geflüchtet, ist dennoch – oder eben deshalb – ein bemerkenswert unaufgeregter, nahezu sinnlicher Film. Harawe beginnt sein in Cannes präsentiertes Debüt mit Bildern einer britischen Nachrichtensendung, die von einem Drohnenangriff in Somalia berichtet: die üblichen Meldungen aus dem vom Bürgerkrieg und ausländischen Militäreinsätzen gezeichneten *failed state*.

Wie eine Gegenerzählung zur westlichen Perspektive mutet indes in der Folge der von anderen Sorgen bestimmte Alltag von Mamargades Patchworkfamilie an, die eine Zweckgemeinschaft bildet: Cigaals Schule wird geschlossen, weil die Spendengelder ausgeblieben sind; Araweelo, die auf dem Marktplatz die begehrten Blätter des Kathstrauchs verkauft, muss ihren Schuldern hinterherlaufen, um eine Schneiderei eröffnen zu können. Weil sie sich von ihrem Mann, der von ihr eine Vielehe verlangte, scheiden liess, gewährt ihr die Bank keinen Kredit für die Nähwerkstatt. Und Mamargade kommt schliesslich nicht umhin, über den nächsten Tageslohn hinauszudenken und Cigaal gegen dessen Willen in einem Internat in der Stadt anzumelden.



Harawe verbindet diese scheinbar kleinen Geschichten, die oft nur aus einzelnen Szenen oder Begegnungen bestehen und wie in den Film gesetzte Miniaturen wirken, nicht zuletzt dank der bemerkenswerten Leistung seiner Laiendarsteller:innen zu einer eindringlichen Alltagserzählung. Ohne die harte Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren, hält ihr dieser Film einen

erstaunlichen Optimismus entgegen: mit Momenten stiller Schönheit, wenn einem eine halbe Zigarette genügt oder der vom Indischen Ozean kommende Wind ständig durch die offenen Türen streicht. Wie Paradise Village, der Name des fiktiven Dorfs, habe auch Somalia das Potenzial, ein Land «next to paradise» zu sein, so Harawe. Weshalb es wichtig sei, eine andere Geschichte darüber zu erzählen, in der auch die Hoffnung ihren Platz findet. So wie Araweelos Lächeln, bei dem es am Ende dieses Films ebenfalls ein wenig dauert, bis es schliesslich zu erkennen ist.

